



DAS MÄDCHENGRAB

Historischer Eifelkrimi von Nadja Quint

Vorüber! Ach, vorüber!

Geh, wilder Knochenmann!

Ich bin noch jung, geh Lieber!

Und rühre mich nicht an.

aus: Der Tod und das Mädchen

Matthias Claudius (1740-1815)

PROLOG: 1851

Noch war es dunkel. Der Mann und die Frau machten sich mit Pechfackeln auf den Weg trotz der Panik, die ihre Herzen ergriff. Bald kroch das erste Licht über den Wald, und sie fürchteten sich vor diesem Tag, der vielleicht der längste ihres Lebens sein würde. Sie liefen die Gartenwege zwischen den Häusern entlang zur Fahrstraße. Von dort, aus Richtung Blankenheim, hätte am Vorabend ihre Tochter zurück kommen sollen.

Sie begegneten keinem Menschen. Das machte ihnen Angst, und gleichzeitig waren sie dankbar, mit niemandem aus dem Dorf reden zu müssen. So hielten sie den Blick auf die Wege gerichtet, auf die Sträucher, auf die Stämme der Bäume.

Die beiden waren Köhler. Von ihrer harten Arbeit blieb ihnen nicht mehr als ein bescheidenes Auskommen. Gestern hatten sie bis tief in der Nacht bei ihrem Meiler im Wald ausharren müssen, denn das Holz unter den Schichten von Lehm und Laub wehrte sich und wollte nicht so verkohlen wie sonst. Also errichteten sie den Meiler neu und konnten erst am frühen Morgen nach Hause gehen. Aber ihre Tochter trafen sie dort nicht an.

Sechs Kinder hatte die Köhlerin geboren, drei davon überlebten. Die beiden erwachsenen Söhne fanden Arbeit in den Minen in Westfalen, wo man die Kohle tief aus der Erde förderte. Ganz anders als Holzkohle war dieses schwarze Gold: fest und glänzend und dafür gedacht, Eisen zum Schmelzen zu bringen, um daraus Maschinen zu bauen.

Mit fast vierzig Jahren gebar die Köhlersfrau ein Mädchen. Lisbeth kam viel zu früh auf die Welt und kämpfte sich ins Leben. Und nun, fünfzehn Jahre später, in dieser einen Nacht, lag sie nicht im häuslichen Bett. Dabei war sie immer verlässlich gewesen.

Die Erde auf dem Weg war ausgetrocknet.

„Hier“ sagte der Mann nur, seine Stimme klang hohl.

Er beugte sich hinab, rot durchtränkter Sand blieb an seinen Fingerspitzen kleben. Mit ihren Fackeln leuchteten sie die Büsche ab, schließlich knieten sie nieder. Das Feuer warf einen warmen Glanz auf Lisbeths bleiches Gesicht. Darunter klaffte halbrund die Wunde.

Der Friedhof

Das Korn war schon in die Scheunen eingefahren, da verabschiedete sich der Sommer mit stürmischen Tagen. Vieles deutete auf einen verfrühten Herbst hin. In dieser Nacht, es ging auf Ende September zu, überzogen fliehende Wolken den Himmel, nur manchmal blinkte ein Stern hervor. Der Morgen begann mit grauer Kälte, doch dann blinzelte durch den Nebel eine milde Sonne, die den Raureif rasch zum Schmelzen brachte.

Reetz hieß das Eifeldorf von nicht einmal zweihundert Seelen. Es lag südöstlich vom Ort Blankenheim in einem Talkessel. In den benachbarten Wäldern entsprang ein Bach, der sich zwischen den Häusern entlang zog und später in die Ahr mündete. Die Mitte des Dorfes bildete die Pfarrkirche Sankt Magdalenen, umgeben von einem recht weitläufigen Friedhof. An der vom Kirchenportal abgewandten Seite stand ein alter Eichbaum. Durch den zeitig angebrochenen Herbst hatte er bereits den größten Teil seiner Blätter an den Wind verloren, der in dieser Ecke des Kirchhofs besonders heftig blies. Eine Schar von Raben ließ sich im nahezu kahlen Geäst der Eiche nieder. Die Vögel saßen dicht beieinander und hatten ihre Köpfe und Schnäbel in Richtung der Grabstätte ausgerichtet, die dem Baum am nächsten lag. Es sah aus, als würden die Raben das Grab betrachten und dabei lauschen, was von den umliegenden Häusern und Plätzen zu ihnen drang. Laut tönte der Taktschlag der Drescher, die mit ihren Flegeln auf das ausgelegte Getreide einschlugen. Bald klang es wie ein rascher, sich überstürzender Wirbel, bald lang und müde nachschleppend, bald knatternd und dann wieder dumpf und hohl. Manchmal waren nur noch einzelne Schläge zu hören, und dann wieder fiel alles erneut ein in die wilde Melodie von da und dort.

Durch den Lärm ließen die Raben sich nicht stören. Sie hielten ihre Köpfe dem Grab zugewandt, als warteten sie auf etwas, das sich ereignen sollte.

Dort unten ruhte ein junges Mädchen. Noch am Vortag hatte seine Mutter in ihrem anhaltenden Schmerz bunte Astern auf den Grabhügel gepflanzt. Nun verfangen sich welke Eichenblätter, vom Wind getrieben, zwischen den Blumen. Am Kopfende des Grabes lag ein einfacher Sandstein, von der Natur geformt und nur wenig vom Steinmetz

bearbeitet. Im Quarz eingemeißelt standen der Name des Mädchens und seine Geburts- und Sterbetage. Die Mutter säuberte den Stein regelmäßig mit einer Bürste, damit sich weder Staub noch Moos ansetzten. So blieben die Lettern gut zu entziffern. Jedermann, der hier verweilte, konnte sich überzeugen, dass die Tochter nicht in Vergessenheit geriet. Denn ihr gewaltsamer Tod war seit fünf Jahren nicht geklärt. Die Polizeistellen in Blankenheim und sogar Bonn suchten nach dem Mörder. Noch war er nicht gefunden - auch nicht an diesem kühlen Septembermorgen des Jahres 1856.

Die Kinder

Mittags in milder Herbstsonne wanderten zwei Kinder durch die Gartenwege von der Schule zum Dorfrand hinaus. Das achtjährige Mädchen hielt Schiefertafel und Bücher unterm Arm. Der zwei Jahre jüngere Knabe trug seine Schulsachen in einem Beutel aus grauem Leinen. Er lief ohne Mütze, während seine Schwester ihren Kopf mit einer Haube aus weißem, gedrillten Tuch bedeckte. So oft es der Weg erlaubte, gingen die Kinder Hand in Hand nebeneinander. Wo aber die Hecken zu dicht am Weg standen, ging das Mädchen voraus. Sie hieß Josefine und ward Fine gerufen. Mütterlich kümmerte sie sich um ihren Bruder, dessen Taufname Sebastian die Menschen im Dorf zu Basti verkürzten. Auf dem welken Laub an den Sträuchern lag ein schwerer Duft, und die Früchte der Stauden, allen voran Maulbeeren und Hagebutten, sahen wie abgestorben aus. Wenn die Kinder sich den Hecken näherten, zwitscherten die Sperlinge und stoben in unruhigen Haufen auf. Später setzten sie sich wieder, bis sie von neuem aufschwirrten und ihren Platz in den Gärten hinter den Hecken in den Obstbäumen suchten. Eine Elster flog rasch vom Weg auf und fand in einem alten Birnbaum Zuflucht, wo schon einige Krähen hockten. Die Kinder aber gingen ihres Wegs, bis sie am Weiher bei den Erlen die Fahrstraße erreichten.

Heute war es kein leichter Gang, mit dem sie sich dem elterlichen Haus näherten. Eine schleichende Krankheit der Atmungsorgane hatte schon vor einigen Tagen den Vater

niedergeworfen. An diesem Morgen, als die Kinder von zuhause in die Schule gezogen waren, hatte nun auch die Mutter schlimm gehustet und sich kaum aus dem Bett erheben können.

Fine spürte, dass Bastis Gedanken bei den Eltern hingen. Auch sie selbst war tief besorgt, doch versuchte sie, den kleinen Bruder von seiner Schwermut abzulenken.

„Ich will dir ein Rätsel aufgeben“, sagte sie mit anscheinend leichter Stimme. „Welches Holz macht heiß, ohne dass man es verbrennt?“

„Des Schullehrers Lineal, wenn man es auf die Tatzen kriegt“, erwiderte Basti.

„Nein, das meine ich nicht“, Fine schüttelte den Kopf. „Ich meine das Holz, das man spaltet. Denn Holzhacken ist anstrengend. Dadurch heizt das Holz dem Hacker ordentlich ein. Es macht heiß, ohne dass man es verbrennt.“

„Ach so, ja“, meinte Basti verständig. Doch er schien enttäuscht darüber, dass er die Aufgabe nicht hatte lösen können.

„Dann gebe ich dir eben noch ein Rätsel“, sagte Fine aufmunternd. „So höre: Es sitzt auf einem Stöckchen, hat ein rotes Rökkchen, und das Bäuchlein voll Stein, was mag das sein?“

Basti tat, als denke er ernsthaft nach, dann rief er: „Halt. Du darfst mir nicht sagen, was es ist. Ich weiß es. Das ist eine Hagebutte.“

Fine nickte anerkennend und machte ein Gesicht, als habe sie ihm das Rätsel zum ersten Mal aufgegeben. Wobei sie es doch schon so oft getan hatte und es immer wiederholte, um ihn zu erheitern.

Sie passierten die Straße und gingen auf ein niedrig stehendes Haus am nordöstlichen Rand des Dorfes zu. Das Grundstück lag leicht abfallend zum Bach hin. Hier wohnten die Kinder mit ihren Eltern Franz Aldenhoven und seiner Frau Wilhelmine. Franz war Holzhauer im Walde, dabei aber auch geschickt in allerlei Handwerk. Das Haus hatte er in verwehrlostem Zustand gekauft, es selbst verputzt und das Dach neu eingedeckt. In diesem Herbst wollte er noch die Innenwände frisch weißen. Der Kalk dazu lag schon neben dem Garten in einer mit rötlichem Reisig überdeckten Grube. Wilhelmine galt als eine der besten Tagelöhnerinnen im Dorfe. Tag und Nacht in Leid und Freud, für jede

Arbeit die anfiel, half sie den Nachbarn. Denn sie hatte ihre Kinder, und besonders das Mädchen, schon früh daran gewöhnt, für sich selbst zu sorgen. Fleiß und Sparsamkeit hatten die Familie zu einer der glücklichsten im Dorf gemacht.

Wie die Kinder nun voller Sorge vor dem Haus standen, drückte Fine die eiserne Klinke. Doch die Tür gab nicht nach. Erschrocken wandte sie sich ihrem Bruder zu und erblickte die Angst in seinem schmalen Gesicht.

Fine klopfte an die Tür. „Vater! Mutter!“

Dann hörten die Kinder, wie innen die Riegel aufgeschoben wurden. Die Tür öffnete sich, und eine sehr junge Frau trat ihnen entgegen. Sogleich erkannte Fine die um fünf Jahre ältere Ulla. Sie war ein Mädchen aus dem Dorf, das noch bis Ostern desselben Jahres die hiesige Schule besucht hatte. Seit dem Frühjahr stand sie als Jungmagd beim Oberlandbauern in Diensten.

Die junge Frau hob den Zeigefinger an die Lippen..

„Ulla?“ flüsterte Fine erschrocken. „Was tust du hier? Warum hast du abgeriegelt?“

„Ich will euch Bescheid geben“, Ulla blickte die Kinder ernst und dabei liebevoll an.

„Eure Eltern sind nun beide schwer krank. Sie liegen in hohem Fieber.“

Aus dem Innern des Hauses hörte Fine ein Geräusch. Dort trat eine alte Frau von der Schlafkammer in die Küche, das schlohweiße Haar nachlässig gebunden und die Wangen voll aufgeworfener Falten. Sie hieß Marianne Kürten, und da sie stets schwarz gekleidet ging, nannte man sie die Schwarze Marjann. Im Dorf sprachen die Kinder sie mit „Tante“ an, obwohl sie mit keinem hier verwandt war. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte sie ihren Mann verloren, und zwar durch tragische Umstände, an denen Marjann selbst unschuldig gewesen war. Alle Kinder wussten die Geschichte um Marjanns Mann Berthold. Sie wurde auch nach zwei Jahrzehnten immer noch um Dorf erzählt, um die nachfolgende Generation zu lehren und zu warnen. Denn Berthold hatte gegen die Gebote der Kirche und auch gegen das irdische Gesetz verstoßen und dafür noch auf frischer Tat seine Strafe bekommen: Er war bei einem räuberischen Überfall, den er mit seinen Kumpanen auf die Postkutsche gemacht hatte, erschossen worden.

Marjann trug ein Kind unter dem Herzen, als die Leiche ihres Mannes ins Dorf gebracht wurde. Um sich für den Überfall zu tarnen, hatte er sein Gesicht mit Ruß schwarz gemalt. Damals behielt Marjann in beachtenswerter Weise die Fassung. Sie wusch ihrem toten Mann das Gesicht rein, so als könne sie damit auch seine schwarze Schuld abwaschen. Obwohl sie danach im Dorf nur noch wenig gelitten war, blieb sie wohnen und gab sich freundlich zu jedermann. Anfangs sah es so aus, als sei das Schicksal milde zu ihr, denn einige Monate nach dem Tod ihres Mannes brachte sie einen gesunden Knaben zur Welt. Doch schon bald darauf überkam viele Bewohner des Dorfes eine schwere Krankheit. Alle drei Töchter von Marjann starben, und nur das Kind, mit dem sie damals beim Tod ihres Mannes schwanger gewesen war, blieb am Leben. Ihr Sohn Hannes wuchs heran zu einem schmucken Burschen, wenn auch mit seltsam dunklem Gesicht. Zu der Zeit, als Fine und Basti ihre Eltern verloren, weilte Hannes schon lange in der Fremde, doch seine Mutter sprach oft von ihm. „Mein Hannes“, hörte man in jeder ihrer Reden.

Marjann selbst war ihr Leben lang nicht aus dem Dorf fortgekommen, nicht einmal auf eine kürzere Reise. Sie hatte auch kein Verlangen danach. Man sollte es kaum glauben, aber sie war eine der heitersten Personen im Dorf. Nie sah man sie traurig. Fast kam es den Bewohnern so vor, als gönne sie es ihnen nicht, Mitleid mit ihr zu haben. Und darum erschien sie einigen unheimlich. Sie war im Winter die fleißigste Spinnerin im Dorf und im Sommer die emsigste Holzsammlerin. Derartige Mengen trug sie zusammen, dass sie noch einen guten Teil davon verkaufen konnte.

An diesem Septembertag also tat Marjann ihren Dienst im Haus des Hauerfranz und seiner Frau. Als sie die Kinder auf der Türschwelle mit Ulla redend bemerkte, trat sie zu ihnen.

„Eure Mutter hat heute Morgen, nachdem ihr in der Schule ward, noch beim Köhlmattes Bescheid gegeben. Sie hat um Hilfe gebeten, weil ihr Fieber immer höher stieg. Ich pflege nun eure Eltern.“

„Danke“, Fine nickte, obwohl sie nicht recht verstand, was hier im Hause vor sich ging.

„Ihr könnt zu ihnen“, erklärte Ulla. „Doch nur kurz, damit ihr euch nicht ansteckt.“

Fine überkam ein tiefes Gefühl der Angst, und als sie zu Basti hinüber sah, erkannte sie, dass es ihm wohl noch schlimmer erging. Da griff Ulla die Kinder an den Händen und führte sie zur Schlafkammer, aber blieb mit ihnen im Türrahmen stehen.

Fine und Basti erschraaken, als sie ihre Eltern dort mit hohen, von vielen Kissen gestützten Oberkörpern in der Bettstatt sahen. Der Vater wie die Mutter schliefen, doch nicht friedlich, wie die Kinder es gewohnt waren, sondern mit rasselndem schwerem Atem und Schweißperlen auf den bleichen Gesichtern. Die Schwarze Marjann trug kaltes Bachwasser herein. Sie tränkte weiße Leintücher damit, drückte sie aus und legte sie den Eltern auf die heiße Stirn, um ihnen Linderung zu verschaffen.

„Kommt“, sagte sie, nachdem sie diese Arbeit verrichtet hatte.

Sie schloss die Tür zur Schlafkammer und setzte sich mit den Kindern und Ulla an den Küchentisch. Dort erläuterte sie, dass Fine und Bastis Eltern unter einer schweren Lungenentzündung litten, die nun auskuriert werden müsse.

„Aber im Sommer waren beide doch noch ganz gesund“, wandte Fine ein.

„Sicher“, sagte Marjann. „Aber ich weiß noch gut, wie eure Eltern an Schwindsucht erkrankt sind, damals während der schlimmen Hungersnot. Inzwischen hatten sich ihre Körper wieder erholt. Aber wer einmal an Schwindsucht litt, der zieht sich umso eher eine Lungenentzündung zu.“

„Das stimmt“, sagte Ulla zu den Kindern gewandt. „Und ich bin hier, um euch zum Oberlandbauern zu bringen.“

Basti machte große Augen. Von dem reichen Hof hatte er oft gehört, war aber noch nie dort gewesen.

„Solange eure Eltern krank sind, ist der Oberlandbauer euer Vormund“, erklärte Ulla. „Er nimmt euch vorläufig bei sich auf, weil euer Vater sich vor vielen Jahren als fleißiger Knecht bei ihm verdingt hat.“

Sie ließ die Kinder einige Nachtwäsche in zwei kleine Sacktaschen packen und führte sie die Oberdorfstraße entlang zum Gehöft ihres Dienstherrn. Als Fine und Basti in das Haus eintraten, staunten sie über die großzügigen Räume und den vielen Zierrat. In der Küche brannten gleich zwei Herdfeuer unter einer gewaltigen Esse, und an den Wänden hingen

kupferne Töpfe und Pfannen. Ulla zeigte den Kindern das Speisezimmer mit den eichenen Schränken und Truhen. Darin lagerten Tischtücher und Servietten aus feinstem Linnen, wie sie es noch nie zuvor gesehen hatten.

Der Oberdorfbauer kam kurz herein. Er fuhr den Kindern tröstend über das Haar und sprach zu ihnen: „Ihr sollt wissen, vom Gemeinderat habe ich mich zu eurem Vormund bestellen lassen. Denn in der Gegend hier habt ihr ja keine Verwandten mehr, und eure letzten beiden Paten sind schon vor Jahren nach Amerika ausgewandert.“

Ohne die Antwort der Kinder abzuwarten, ging der Bauer wieder hinaus. Dennoch war in Fine und Basti ein seltsamer Stolz, als sie erfuhren, dass dieser fürnehme Herr ihr Vormund war.

In den folgenden Stunden versuchten sie, sich mit den vielen Gebäuden und Plätzen des Hofs vertraut zu machen. Oft standen sie vor dem großen Fachwerkhaus und lasen immer wieder den Bibelspruch über der Pforte. Der lautete: *„Durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten“*, und stammte aus den Sprüchen Salomons. Zwar verstanden die Kinder den Sinn nur grob, aber sie fühlten sich darin gestärkt, dass es etwas Besonderes sei, ein Mündel des Oberlandbauern zu sein. Am Abend wies Ulla ihnen eine kleine Schlafkammer unter dem Dach zu, im Gesindetrakt, wo auch die Mägde schliefen. Zwei einfache, aber recht großzügige Holzpritschen standen in der Kammer, darauf mit Rosshaar gestopfte Matratzen und ein Deckbett mit Gänsefedern. Beides kannten die Kinder auch von zuhause, denn Vater und Mutter hatten mit ihrem Fleiß dafür gesorgt, dass alle Mitglieder der Familie bequem schlafen konnte. Doch in Gesindekammern waren derartig gut ausgestattete Betten keineswegs selbstverständlich, erklärte Ulla. Die meisten Knechte und Mägde im Dorf mussten auf Stroh ruhen und hatten oft nur eine grobe oder löchrige Decke aus Wolle oder Filz. Doch der Oberlandbauer und seine Frau achteten darauf, dass auch dem Gesinde eine gewisse Behaglichkeit zustand. Denn nur durch guten Schlaf bei Nacht konnten die Mägde und Knechte am Tag ihre Arbeit nicht nur mit Schweiß, sondern auch mit Freude erledigen.

Das jedenfalls war die Ansicht des Oberlandbauern. Und abermals erfüllte Stolz die Herzen der Kinder, als sie sich gewahr wurden, die Münder eines solch fürsorglichen Mannes zu sein.

So vergingen zwei Tagen, an denen Fine und Basti sich auf dem Gehöft einlebten. Sie erkundigten sich ständig nach ihren Eltern, und immer bekamen sie zur Antwort, dass man abwarten müsse. Die Eltern seien in guten Händen, denn Tag und Nacht wechselten sich die Frauen im Dorf mit der Krankenpflege ab.

Fine wandte sich an Ulla, um zu fragen, ob es denn nicht doch irgend möglich sei, den Eltern einen Besuch abzustatten.

Aber auch Ulla konnte nicht anders, als den Kopf zu schütteln: „So leid es mir tut, Fine. Aber die Gefahr ist zu groß, dass ihr euch an der Krankheit. Und dass wollen eure Eltern ganz sicher nicht. Solange die beiden in hohem Fieber liegen, würden sie euch ohnehin nicht erkennen.“

„Aber vielleicht von außen am Haus“, drängte Fine. Wir könnten doch einfach ans Fenster der Schlafkammer treten und von dort einen Blick auf Vater und Mutter werfen. Dann könnten wir ihnen immerhin winken.“

Doch wieder musste Ulla das um fünf Jahre jüngere Mädchen enttäuschen. „Damit wäre zwar die Wahrscheinlichkeit nicht groß, euch an der Krankheit anzustecken. Doch trotzdem solltet ihr das nicht tun. Es würden euch bloß die Herzen schwer werden, wenn ihr eure Eltern in dem hohen Fieber seht.“

„Aber wie haben sie doch schon so gesehen“, wandte Fine ein. „Erst gestern, als du dort warst und uns von ihnen weg gebracht hast. Geht es ihnen denn inzwischen noch schlechter?“

Ulla sah Fine ernst an und nickte. „So ist es wohl, nach allem, was die Frauen im Dorf mir zutragen. Vertraue deren Urteil, Fine. Und sobald eure Eltern wieder bei Kräften sind, dürft ihr ihnen einen Besuch abstatten. Wenn auch anfangs nur durch das Fenster.“

Fine wurde noch ängstlicher zumute. Zaghafte brachte sie hervor: „Basti und ich, wir möchten doch so gern etwas tun für unsere Eltern.“

Da nahm Ulla das Mädchen fest in den Arm und sprach ihm gut zu. „Ihr könnt doch etwas tun, Fine. Ihr könnt hoffen und beten, dass es Vater und Mutter bald besser gehen möge.

Das wird euch Kraft geben, diese schweren Tage zu überstehen.“

Fine nickte und bekräftigte, dass sie nicht aufhören wolle, daran zu glauben, dass es den Eltern bald besser gehe. Mit Fleiß und Eifer erledigten sie und Basti kleine Arbeiten in Haus und Hof, mit denen die Mägde sie beauftragten. Und auch in der Schule gaben sie sich alle Mühe, dem Lehrer zu folgen. Denn wenn die Eltern wieder gesunden und mit den anderen Leuten im Dorf reden würden, dann sollten sie über ihre beiden Kinder nur Gutes hören.

So verbrachten sie zwei Tage im Haus ihres Vormunds. Sie fragten oft nach den Eltern, und immer hieß es, sie müssten weiter hoffen.

Schließlich aber, am dritten Tag, klopfte jemand gegen die Tür des Schulraums. Es war der Oberlandbauer. Kurz besprach er sich mit dem Lehrer, dann ließ er Fine und Basti zu sich kommen.

Mit großem Ernst sagte er: „Ich bringe euch eine traurige Nachricht. Eure Eltern sind heute Morgen gestorben. Es war Gottes Wille, sie zu sich zurück zu nehmen in sein Reich, wo sie nun nicht mehr leiden müssen.“

Er legte den Kindern tröstend eine Hand auf die Schulter und nahm sie im Fuhrwerk mit auf seinen Hof, wo Ulla ihnen eine stärkende Suppe reichte.

Alles ging so schnell. Fine und Basti verstanden lange nicht, was geschehen war. Die Mägde und Knechte hatten manch gutes Wort für die Kinder. Doch immer, wenn sie diese Tröstungen erfuhren, konnten sie nur stumm nicken, so fremd war es ihnen.

Schließlich fragte Fine, ob sie ihre Eltern noch einmal sehen dürften. Doch auch das musste ihnen leider verwehrt bleiben.

„Eure Eltern litten an Tuberkulose und Stickfluss der Lungen“, erklärte die

Oberlandbäuerin. „Wir wollen weiterhin sicher sein, dass ihr euch nicht ansteckt.

Behaltet sie in Erinnerung als die gottgefälligen und liebevollen Menschen, die sie waren.

Damit tut ihr ihnen die größte Ehre.“

Wieder nickten Fine und Basti, aber noch immer nicht begriffen sie die Vorgänge um sich herum.

Im Dorf bereitete man die Trauerfeier vor. Der Köhlmattes räucherte die Schlafkammer von Franz und Wilhelmine Aldenhoven zur Vernichtung der Krankheitskeime mit Wacholderholz aus. Derweil tagte der Gemeinderat, um die Angelegenheiten der Kinder zu regeln. Das Haus des Hauerfranz musste der Hypothekengläubiger wieder an sich ziehen. Die Anzahlung, die der Verstorbene darauf geleistet hatte, ging verloren. Durch die zahllosen Auswanderungen nach Amerika war der Häuserwert in der Eifel beispiellos gesunken. Es standen viele Gebäude im Dorfe leer, und auch das Haus des Hauerfranz würde unbewohnt bleiben. Alle bewegliche Habe sollte verkauft und daraus ein kleines Erbe für die Kinder erlöst werden. Aber auch das würde bei weitem nicht reichen, das Kostgeld für sie zu erschwingen. Da Fine und Basti nun einmal Kinder der Gemeinde waren, musste die Steuerkasse für sie sorgen. Die Männer des Rates beschloss, man wolle sie bei den Dorfbewohnern unterbringen, die das geringste Kostgeld nahmen. Am dritten Tage nach dem Tod von Franz und Wilhelmine Aldenhoven fand die Beerdigung statt. Von den Nachbarn hörte man lautes Weinen, sie rühmten die Verstorbenen. Die Oberlandbäuerin führte die Kinder hüben und drüben an der Hand, als sie hinter den Särgen ihrer Eltern gingen. Noch am Grabe verhielten sich Fine und Basti still und fast heiter. Jedermann war überaus freundlich zu ihnen. Und als sie bei der nachfolgenden Feier vom Tisch aufstanden, bekamen sie noch kleine Kuchen in ein Papier gewickelt. Die durften sie mitnehmen.

Doch ihre Freude über die Süßigkeit sollte nicht lange währen. Der Oberlandbauer als Vormund nahm die Kinder zur Seite, dabei machte er ihnen kurz und bündig eine Ankündigung: Basti sollte ab sofort beim Ravenzacher und Fine bei der Schwarzen Marjann unterkommen. Dies sei der Entschluss des Gemeinderates.

Der Bauer achtete nicht darauf, wie die Kinder diese Nachricht annahmen, sondern schloss mit den Worten: „So, nun geht mit Ulla noch einmal auf meinen Hof zurück. Packt eure Sachen, die ihr dort habt, und dann wird mein Großknecht euch zum Ravenzacher und zur Schwarzen Marjann bringen.“

Es fuhr ein Schreck in die Kinder, als sie diese Sätze hörten. Aber sie mussten gehorchen, auch wenn weder der Schwarzen Marjann noch dem Ravenzacher der Ruf voraus eilte, dass sich dort ein Kind auf Anhieb wohlfühlen konnte.

Der Ravenzacher, ein Mann um die fünfzig Jahre, stellte sich draußen vor der Welt gern großzügiger dar, als er in Wirklichkeit war. Er tat so, als sei er der gutmütigste Allesverschenker, im Geheimen aber knuffte und piesackte er seine Angehörigen. Eigentlich hieß er Zacharias und hatte seinen Spitznamen davon, weil er einst seiner Frau ein paar fein hergerichteter Tauben als Braten heimgebracht hatte. Dies waren in Wirklichkeit aber keine Tauben, sondern bloß gerupfte Raben. Eine Base seiner Frau, die zufällig zugegen war, erkannte die Täuschung sofort.

Solch eine Aufschneiderei mochte beispielhaft sein für das Gemüt des Ravenzachers, allerdings war seine Frau durchaus wohlwollend. Sie hatte immer dafür gesorgt, dass er seinen Jähzorn nicht gegen seine Kinder ausließ. Die waren inzwischen erwachsen und hatten längst das Elternhaus verlassen. Vor vielen Jahren war der Ravenzacher mit dem Fuß in eine Fuchsfalle geraten, seitdem trug er einen hölzernen Stelzfuß. Seine meiste Zeit verbrachte er damit, wollene Strümpfe und Jacken zu stricken, und so saß er mit seinem Strickzeug überall im Dorf herum, wo es etwas zu plaudern gab. Dieses Geplauder, bei dem er allerlei hörte, diente ihm zu einträglichen Nebengeschäften. Er war der sogenannte Heiratsmacher in der Gegend. Denn bei den großen Gutshöfen geschahen die Heiraten in der Regel durch Vermittler, die die Vermögensverhältnisse vorher auskundschafteten. Und wenn dann eine solche Heirat zustande gebracht war, spielte der Ravenzacher noch bei der Hochzeit die Geige auf, denn darin war er ein Meister. Er verstand aber auch, die Klarinette und das Horn zu blasen, wenn ihm die Hände vom Geigen müde waren.

Des Ravenzachers Frau hatte schon oft gesagt, dass sie sich die Gegenwart eines Kindes wünschte. Sie selbst hatte zwar fünf überlebende Kinder geboren. Doch von denen gab es bisher nur zwei Enkel, die noch dazu einige Tagesmärsche entfernt bei Monschau lebten. So ließ der Ravenzacher gegen geringes Kostgeld den Knaben Basti bei sich unterkommen. Dabei wussten alle Leute im Dorf, dass Bastis empfindsames Wesen nicht

zum Ravenzacher passte. Doch darauf nahm niemand Rücksicht, die Schonung der Gemeindekasse war nun einmal wichtiger.

Das neue Quartier

Wie ihnen befohlen war, kehrten die Kinder mit schwerem Herzen zurück zum Gehöft des Oberlandbauern. Basti mochte gern noch ein wenig auf dem Platz vor dem Fachwerkhaus verweilen. Darum ging Fine allein zu Ulla in die Küche und nutzte die Gelegenheit, sich der jungen Frau anzuvertrauen.

„Sag, Ulla? Warum können wir denn nicht hier auf dem Hof bleiben?“

Ulla lächelte mitfühlend. Sie verstand, was in den Seelen der Kinder vor sich ging.

„Ich weiß nicht viel darüber, was der Oberlandbauer entscheidet. Aber soweit ich mit einem Ohr mitgehört habe, meint er, als Vormund tut er schon viel für euch. Da möchte er euch nicht auch noch in seinem Haushalt aufnehmen.“

„Aber warum können Basti und ich nicht zusammen bleiben?“, fragte Fine weiter.

„Warum muss er zum Ravenzacher und ich zur Schwarzen Marjann?“

„Auch dafür gibt es Gründe“, Ulla seufzte. „Niemand im Dorf hier will euch beide gleichzeitig aufnehmen. Zwei zusätzliche Kinder, das ist den meisten zuviel. Besonders, weil doch das Kostgeld für euch von der Gemeindekasse kommt und knapp bemessen ist.“

„Ja dann“, sagte Fine traurig und sah Ulla fest an, denn jetzt kam die entscheidende Frage. „Stimmt es denn, was manche Leute sagen? Dass die Marjann eine unholde Frau ist?“

„Aber nein!“, rief Ulla aus. „Nein, Fine, das stimmt gewiss nicht. Und es sind törichte Leute, die so etwas meinen. Die Schwarze Marjann hatte ein schweres Leben, aber sie ist sicherlich keine Hexe. Und bestimmt auch keine unholde Frau, denn damit ist ja nichts anderes gemeint als eine Hexe. Die armen Frauen, die man früher verfolgt hat, die sind

ganz zu Unrecht hingerichtet worden. Es gibt keine Hexen. Das wissen wir doch nun sicher, und das sagt auch der Herr Vikar.“

„Also muss ich mich nicht fürchten vor der Schwarzen Marjann?“

Ulla schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Kind. Schau, wie die Marjann überall im Dorf zugegen ist und hilft, wo sie nur helfen kann. Immer macht sie ihre Sache gründlich, und die Leute sind zufrieden. Du wirst es sicher gut haben bei ihr, daran habe ich keinen Zweifel.“

ENDE DER LESEPROBE